

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Zur Erinnerung an den Generalsuperintendenten Esdras
Heinrich Mutzenbecher in Oldenburg**

Mutzenbecher, August

Oldenburg [u.a.], 1897

III. Ueber meinen Aufenthalt in Braunschweig.

urn:nbn:de:gbv:45:1-5389

III.

Ueber meinen Aufenthalt in Braunschweig.

(Vorgelesen am Stiftungstage der literarischen Gesellschaft,
15. December 1797.)

Olim meminisse juvabit.

Zwei sehr vergnügte Jahre meines Lebens brachte ich zwischen 1770 und 1772 in Braunschweig zu. Ich begleitete einen jungen von Steinberg, mit dem ich schon seit Michaelis 1768 in Celle gewesen war, als Hofmeister auf das Carolinum und kam dadurch in Verbindung mit allen denen, die dieser damals blühenden Anstalt vorgefetzt waren, an ihr arbeiteten oder sonst sie benutzten. Der Umstand, daß mein Zögling ein reicher hannoverscher Edelmann und aus einer der ersten Familien war, noch mehr aber der persönlich gute, sanfte und gefällige Charakter meines Steinberg selbst, der leider schon in diesem Jahre als Schloßhauptmann in Hannover gestorben ist, verschafften uns allenthalben eine gute Aufnahme. Dazu kam noch, daß etwa 10 Jahre früher der jetzige Minister Steinberg, unser Onkel und Vormund, wie wir ihn zu nennen pflegten, auch auf dem Carolinum studirt hatte, und ich in meinem Landsmann Eschenburg, der in jenen Jahren herzoglicher Hofmeister des Collegiums war, einen alten Schul- und Universitätsfreund wiederfand, der uns nicht nur sogleich den täglichen Umgang Eberts, des Hamburgers — ein Beiwort, worauf Ebert damals stolzer war, als Eschenburg und ich — sondern auch freien Zutritt in des Professors C. A. Schmid ganz zur Freundschaft gestimmten Hause verschaffte. Mit dem letzteren wurden wir noch genauer verbunden, da wir nach einem halben Jahre den Flügel des Carolinums,

den wir anfangs bewohnten, verließen und beim „alten Schmid,“ wie er bei Alten und Jungen in Braunschweig hieß, einzogen. Hier blieben wir auch bis Michaelis 1772, als wir unsern gelehrten Stab weiter nach Göttingen setzen mußten.

Außer Ebert, Schmid und Eschenburg waren die, mit welchen wir in Braunschweig die meiste Verbindung hatten: Jerusalem, die Professoren des Collegiums Gärtner, Zachariä, Zimmermann, Schmidt-Phiseldack, die Hofmeister des Carolinums Kemmer, Heise, Künzler, die Prediger Kautenberg und Flüge, ein paar vorzüglich angenehme Gesellschafter und gute Köpfe, der Prinzeninformer Schulz, jetzt Consistorialrath in Wolfenbüttel, Euler, Hofmeister eines jungen Reizenstein, nachher Instructor der Dranischen Prinzen und zuletzt Bibliothekar ohne Bibliothek im Haag, der Maler und Zeichenmeister des Collegiums Deding, ein noch im achtzigsten Jahre seines Alters jovialischer Jüngling, der originelle Musicus Fleischer (der Capellmeister Schwanenberger, der meinem Herrn Better, dem *condirectori musices*, par renommée bekannt sein wird, lebte sehr isolirt), und endlich ein von Körper kleiner Magister Pöhl, Hofmeister eines reichen Hamburgers und mein Landsmann, ein gewaltiger Feuerkopf, der *post varios casus* zuletzt als Zweibrückischer Cyprofessor in Straßburg lebte und, wenn das Gerücht wahr ist, — wahrscheinlich ist es wenigstens; denn, wie Cato, hielt er es gewöhnlich mit der unterliegenden Partei, geschah es auch nur aus Liebe zum Widerspruch — dort unter der Guillotine sein Leben geendigt haben soll.

Auch Lessing war im Jahre 1770 nach Wolfenbüttel gekommen. Aber seine erste Liebe zu seiner Neu-Verlobten, wie Ebert die Wolfenbüttler Bibliothek einmal nannte, war so feurig, daß man ihn selten in Braunschweig sah, und kam er einmal, so erholte oder vielmehr verdarb er sich

von seinem zuweilen unmäßigen Studiren durch Hazardspiele mit Zachariä und Anderen.

Schon aus dieser bei weitem nicht vollständiger Nomenclatur von Braunschweigischen Gelehrten, deren größter Theil nicht nur eingemeuselt, sondern auch vorher schon eingehambergert ist, sieht man, daß es vor fünfundzwanzig Jahren in Braunschweig viele gute und zum Theil vorzügliche Köpfe gab, die jedem Ausländer, der sich an sie anzuschließen verstand, den dortigen Aufenthalt sehr angenehm und oft lehrreich machten. Das war auch mein glücklicher Fall; die meisten dieser guten Köpfe, und fast möchte ich sagen Alle, hatten auch gute, zur Freundschaft gestimmte Herzen.

Es sei mir erlaubt, mit Ihnen die Erinnerung an einige dieser guten Menschen, mit welchen ich den meisten Umgang hatte, insofern heute zu theilen, daß ich einige ihrer charakteristischen Züge anführe, die sich zwar in einem Birkel von Freunden erzählen, aber dem Publikum nicht gedruckt mittheilen lassen. Sobald die zu einer Vorlesung bestimmte Zeit verflossen ist, breche ich meine Erzählung ab. An einem andern freundschaftlichen Abend läßt sie sich ja, wenn dieser Anfang nicht mißfällt, wieder anknüpfen.

Von Allen mag Jerusalem der erste sein. Nicht weil er Abt, sondern weil er der älteste meiner Braunschweigischen Freunde und Bekannten, und noch mehr, weil er Jerusalem d. h. einer der vortrefflichsten Menschen war, die ich je kannte. Das Gute, was Eschenburg in der deutschen Monatschrift über seinen Character und insonderheit darüber sagt, was er im Umgange seinen Freunden war, ist volle Wahrheit. „Seine Seele,“ sagt Eschenburg, „war für jeden frohen und erheiternden Lebensgenuß in dem seltensten Grade offen und empfänglich. Am erquickendsten war ihm freilich der häusliche Umgang mit den ihm auch durch Geist und Herz verwandten Seinigen, in deren traulichem Kreise er die früheren

und späteren Stunden des Tages am liebsten hinbrachte. Aber Neigung und Weltkenntniß hatten ihn auch schon früh zum Umgang mit Menschen jedes Standes, jedes Alters und jeder Denkungsart gewöhnt. — Und wie unendlich schätzbar war des Edlen Umgang seinen näheren vertrauten Freunden! Er mischte sich so gern und oft in ihre Gesellschaft oder sammelte sie um sich her, und wußte sich ihnen dann so ganz, so einnehmend mitzutheilen. Immer blieb ihr Gefühl der Freundschaft mit der Empfindung seiner Vorzüge, seiner Würde vereint; aber steifer Zwang und freudestörende Feierlichkeit war nie die Folge dieses gemischten Eindrucks; vielmehr that er alles, ihr Gemüth in die vollste, unbefangenste Heiterkeit zu setzen. Kein Gegenstand der Unterredung war ihm leicht zu geringfügig, um sich nicht dabei zu verweilen, so bald er für sie einiges Interesse hatte, kein geselliger Scherz zu unbedeutend, um nicht willigen frohen Theil daran zu nehmen. Und er selbst besaß die Gabe des feinsten, heitersten Scherzes auch noch im späteren Alter; Fröhlichkeit schwebte in der reizendsten Gestalt fast immer auf seiner Stirn und durfte nicht erst herbeigerufen werden, um sie zu entfalten.“

Ganz so, wie Eschenburg hier den seligen Jerusalem schildert, fand ich ihn in den Jahren, da ich das Glück seines Umgangs, und ich darf ungeachtet des großen Abstandes meiner Jahre, meiner Kenntnisse und meines Standes hinzusetzen, seiner väterlichen Freundschaft genoß. Denn ihm danke ich die ganze Entscheidung meines bisherigen Schicksals; durch seine Empfehlungen und auf sein Zureden kam ich im Jahre 1775 nach dem Haag und von da über Amsterdam nach Oldenburg.

In den Jahren vor meiner Ankunft in Braunschweig hatte Jerusalem eine sehr schwere Krankheit, in der ihn Aerzte und Nicht-Aerzte schon aufgegeben hatten, zwar

glücklich überstanden, doch fühlte er noch eine große Schwäche. Nur seine äußerst regelmäßige Lebensart und die unbeschreiblich sorgfältige Pflege der Seinigen stellten ihn schneller, als man erwarten konnte, wieder her, und seine älteren Freunde haben mich oft versichert, daß er nie heiterer und gesunder gewesen sei, als gerade in der Zeit, da ich in Braunschweig lebte. Was seine Heiterkeit vermehrte, war das dem Anschein nach damals aufblühende Glück seines einzigen Sohnes, den er unaussprechlich liebte. Dieser ging, wenn ich nicht irre, noch im Jahre 1770 als braunschweigischer Legationssecretär zu der Kammervisitation nach Wezlar; doch war er eigentlich die Hauptperson der Gesandtschaft, da der hochadliche Herr Gesandte selbst, dessen Namen ich vergessen habe, ein Pinsel war, der in Wezlar nur figuriren sollte. Die vorzüglichen Talente des jungen Jerusalem, mit dem ich noch zwei Jahre in Göttingen studirt und durch Eschenburg, der ihn schon von Leipzig her kannte, vielen, mir äußerst schätzbaren Umgang gehabt hatte, berechtigten den Vater zu großen Erwartungen von seinem Sohne, über den er zuweilen mit einem Enthusiasmus sprach, als ob er nicht sein Sohn, sondern der eines dritten ihm völlig fremden Mannes gewesen wäre. Ich vergesse es nicht, daß er einmal bei einer solchen Gelegenheit zu Eschenburg und mir sagte: „Ewig schade, daß mein Wilhelm nicht Theolog geworden ist. Wahrlich, er wäre ein ganz anderer Mann geworden, als ich bin.“ Die noch bei seines Sohnes Lebzeiten ausgearbeiteten „Betrachtungen über die Religion“ theilte er diesem mit, um sein Urtheil und seine Verbesserungen zu erhalten; überhaupt unternahm er nach der Rückkehr seines Sohnes von der Akademie nicht leicht irgend eine wichtige Arbeit, bei der er nicht diesen zu Rathe zog.

Wie tief mußte ihn daher der Verlust eines solchen

Sohnes im Jahre 1773 beugen. Aber auch hier bewies er eine Seelengröße und die große Kunst, sich selbst zu besiegen, in einem Maße, das in Erstaunen setzt. Als die erste Nachricht von dem unglücklichen Ende seines Sohnes nach Braunschweig kam, sorgte der damalige Erbprinz sogleich dafür, daß dem Vater die Todesart verborgen blieb. Derselbe veranstaltete einen Bericht aus Wehlar, daß der junge Jerusalem an einer kurzen heftigen, ich erinnere mich nicht mehr an welcher, Krankheit gestorben sei, brachte dem Vater mit vieler Vorsicht selbst die traurige Nachricht; ganz Braunschweig ging hin, der Familie ihr Beileid zu bezeugen; Eschenburg machte ein Gedicht auf Jerusalem's frühen Tod; selbst die auswärtigen Freunde des Vaters mußten ihm Condolenzbriefe schreiben, wie auch ich von Göttingen aus that. Und in Braunschweig selbst war bei Strafe der höchsten Ungnade verboten, irgend von dem wahren Vorfall zu reden.

Der gute Alte war innigst traurig, wie jeder Vater, der einen solchen Sohn verliert, aber er war nicht trostlos. Jeder, der ihn kannte, schrieb dies den klugen Maßregeln zu, die man genommen hatte, ihm und den Seinigen die wahre Todesart des Sohnes zu verhehlen. Man urtheile daher, wie groß Eschenburg's Erstaunen oder vielmehr Entsetzen war, als etwa ein Jahr nach dem Vorfalle Jerusalem in einem Gespräch über allerlei gleichgiltige Gegenstände nach einer kurzen Pause unerwartet Eschenburg's Hand ergriff, wie er bei einem vertrauten Gespräch zu thun pflegte, ihm scharf in's Gesicht sah und dann schnell die Frage that: „Sagen sie mir aufrichtig, hat er noch lange gelebt?“ Eschenburg stotterte: „Wer? was? ich verstehe Ihre Frage nicht.“ Aber Jerusalem fuhr mit derselben ruhigen Fassung fort: „Aufrichtig, lieber Freund, ich weiß alles, ich habe Göthe's Werther gelesen.“ Und Eschenburg

antwortete kurz und wahr: „Nur wenige Minuten lebte er.“ „Gottlob!“ sagte Jerusalem, ging in sein Cabinet, kam nach einigen Minuten zurück und fuhr fort, mit anscheinender Ruhe eben so heiter wie vorhin über allerlei Gegenstände mit meinem Freunde zu reden. Später hat er, so viel ich weiß, mit keinem seiner Freunde je so wieder von seines Sohnes Tode gesprochen. Noch im Jahre 1775, da ich ihn bei meiner Durchreise nach dem Haag besuchte und ungleich heiterer fand, als ich erwartete, sprach er auch mit mir und, wie sich von selbst versteht, ohne meine Veranlassung mit vieler anscheinenden Gelassenheit über den „frühen Tod seines vortrefflichen Sohnes.“ Ich wußte schon damals von Eschenburg jene Scene, und nur mit Mühe konnte ich meine Fassung behalten. Wahrscheinlich war Jerusalem bei der genauen Kenntniß, die er von seinem Sohne hatte, durch Göthe's Werther dem unglücklichen Geheimnisse der Todesart seines Sohnes auf die Spur gekommen. — Und ist das der Fall, so beneide ich wenigstens den Verfasser des Werther um seine ganze poetische Kunst nicht, die er an diesem Buche verschwendet hat.

Doch, wie gesagt, vor dem Tode seines Sohnes war Jerusalem in einer sehr heiteren Gemüthsstimmung. Unvergeßlich ist mir so mancher Abend, den ich mit Eschenburg, Ebert, der Schmid'schen Familie, die Jerusalem vorzüglich liebte, und einigen Carolinern und deren Hofmeisterin in seinem Hause zubrachte. Gewöhnlich noch vor Tisch oder vor dem — nicht Oldenburgischen — sondern stricte sic dicto Butterbrod, das wir bei Jerusalem verzehrten, gewiß aber nach der Mahlzeit wurden Pfänder aller Art gespielt. Der heitere Alte nahm immer Theil daran, und es war ihm eine Herzensfreude, wenn er insonderheit den guten alten Schmid, der vor Sr. Hochwürden mehr Respect oder vielmehr slavische Furcht hatte, wie vor 30 Jahren

der Primaner vor seinem Rector mit der Knotenperrücke zu haben pflegte, — noch mehr den seligen Ebert, der so leicht im Uebermaß der Gesellschaftsfreude vorlaut ward und den Lachern in der Gesellschaft manche Blößen gab, auf einige Augenblicke verlegen machen und uns jüngere muthwillige Gesellen dadurch zu neuem Spott aufmuntern konnte. Noch froher ging es im Frühling oder Sommer in Riddagshausen, seiner Abtei, zu, wenn wir auch da, wie er es zu nennen pflegte, „unter uns,“ das ist in der eben genannten Gesellschaft, ohne den ganz ehrwürdigen Herrn Prior und die mehr als halb ehrwürdigen Herren Conventualen waren. Denn in dieser Herren Gegenwart wußte er den vorgesetzten Abt sehr genau, doch fern von aller pedantischen Steifigkeit, zu bewahren. War vollends einmal in unserer Gesellschaft der im possirlichen Fache ganz originelle Musikus Fleischer, der bei allem Stottern einer der geschwätzigsten Menschen und komischsten Erzähler war, die ich je hörte, so war dieser der Hauptgegenstand seines feinen und unschuldigen Spottes. Fleischer verlor durch eine einzige Querfrage gewöhnlich den Faden seiner Erzählung, fing an zu stottern und sein erstes Wort war dann: „Schwere Noth!“ So sehr er diesen Lieblingsausdruck in Serusalems Gegenwart zu meiden sich bemühte, so überraschte ihn derselbe doch unausbleiblich, wenn Serusalem mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt ihm etwa mit der Frage einfiel: „Wie war das, lieber Herr Fleischer?“ — „Schwe— Schwere Noth,“ stotterte dann Fleischer zur Antwort, „Ih— Ih — Ih — ro Hochwürden, wollte ich sagen, verzeihen Sie, das habe ich Ihnen ja zehnumal schon gesagt.“ — Nun lachte der gute Alte herzlich, und erst nach einer langen Pause konnte Fleischer wieder zum Sprechen gebracht werden, und eine neue Querfrage brachte ihn abermals zum stotternden Fluch. — Und mit Ebert aß Seru-

Jerusalem nicht leicht Karpfen, ohne demselben einen Ausruf der Sinnlichkeit vorzuhalten, der ihm einst in Jerusalem's Gegenwart entfuhr. Ebert suchte in einem Karpfenkopf, den er vor sich hatte, mit vieler Angstlichkeit die von ihm sehr geliebte Zunge. „In aller Welt,“ rief er im Soliloquio aus, „hat der Karpfen gar keine Zunge gehabt!“ Endlich fand er sie, hob sie in die Höhe und rief jubelnd: „Dudausend! Welch' eine Zunge! Sie verdiente geräuchert zu werden!“ Seitdem schickte Jerusalem bei jeder Mahlzeit, wo Ebert und Karpfen waren, Jenem die Zunge und setzte dann lächelnd hinzu: „Herr Professor, sie verdient geräuchert zu werden.“ Wenn dann Ebert nach seiner Gewohnheit ausrief: „Dudausend! vortrefflich! ich danke ergebenst,“ so lachte Niemand vergnügter als Vater Jerusalem. —

Und wie lehrreich war der Mann in ernsthaften Unterhaltungen. Mit welcher Leichtigkeit drückte er sich aus; wie war er so ganz Meister in der Kunst, Jeden, mit dem er sprach, für sich einzunehmen. —

Doch hora est. Und noch ehe ich zu meinem Thema komme, das eigentlich von Ebert und Schmid handeln sollte, breche ich hier ab, wie so manche alte und neue geistliche und weltliche Sprecher thaten, noch thun und, so lange es deren auf Erden giebt, thun werden. Die Anwendung auf unsern heutigen Stiftungstag ist leicht gemacht. Was mir vor 25 Jahren als Jüngling — ich rechne nämlich noch nach altem Stil, daß uns erst das 30ste Jahr zum Manne macht — Braunschweig war, ist in reicherm Maße, als ich erwarten durfte, in meinem männlichen Alter Oldenburg, ist durch Ihren nun schon 8jährigen freundschaftlichen Umgang diese Gesellschaft mir geworden, die noch lange und, wenn es sein kann, — denn wie sollte ich meine Sehnsucht bei diesem Wunsche verleugnen? — auch noch mit mir einige Jahre so einträchtig und heiter als heute das Fest ihrer ersten Stiftung erneuern müsse.

IV.

Noch Etwas über meinen Aufenthalt in Braunschweig. (1770—1772.)

(Vorgelesen am Stiftungstage der literarischen Gesellschaft
am 15. December 1798.)

Einer der besten Menschen, die ich nicht bloß in Braunschweig, sondern überhaupt jemals kannte, war unstreitig der Professor Konrad Arnold Schmid, gewöhnlich und zum Unterschiede von seinen unzähligen Namensvettern „der Alte“ genannt. Ich war zwei Jahre lang (1770—72) sein Hausgenosse oder vielmehr ein integrirender Theil seiner in unaussprechlicher Einigkeit und häuslicher Freude lebenden Familie, die außer seiner vortrefflichen Frau aus zwei erwachsenen und einer heranwachsenden Tochter und aus zwei Söhnen bestand, von welchen der eine 15, der andere 10 bis 12 Jahre alt sein mochte. Kein Tag verging, an dem ich nicht einige Stunden im Kreise dieser in ihrer Art einzigen Familie zubrachte. Er, der Alte, sehr tactfest in der alten, besonders der römischen Literatur, aber auch sonst in sehr vielen andern Theilen des menschlichen Wissens vorzüglich bewandert, war der anspruchsloseste Mann von der Welt. Seine übergroße Bescheidenheit, welche, sobald nur ein ihm nicht ganz geläufiges, halb fremdes Gesicht in der Gesellschaft war, bis zum übertriebensten Mißtrauen in sich selbst ging, kehrte selbst im Zirkel weniger vertrauter Freunde kaum in ihre richtigen Grenzen zurück. Auch da konnte ihm zuweilen ein witziger oder lustiger Einfall auf Stunden lang die Zunge lähmen, und dann kostete es Mühe, das Band derselben wieder zu lösen. Nur in einem sehr kleinen Kreise einiger Vertrauten, zum Beispiel in Ebert's, Eschen-